Die Sonntagspost

Illustriertes Unterhaltungsblatt zur Dortmunder Zeitung

Nr. 52 — Sonntag 23. Dezbr. — 1906



Christnacht

„Brüderlein, hast du's gesehn?
Nur geschwind die Händchen falte!
Grad seh ich das Christkind gehn
Durch der Türe enge Spalte.

S'trug ein Kleidchen himmelblau,
Goldne Flügelein am Rücken,
Weiter sah ich's nicht genau,
Wagte nicht recht hinzublicken.

Hörst du nichts, lieb Brüderlein?
Draussen scharrt und stampft der Schimmel,
Glöckchen klingen wunderfein –
Glaub', so hört man's nur im Himmel.

Brüderlein, ach, riechst du nichts?
Weihnachtsbaum und Honigkuchen,
Auch nach Pfeffernüssen riecht's –
Könnt' ich sie nur gleich versuchen!

Äpfel kollern aus dem Sack,
Nüsse klappern auf dem Teller,
Und die Uhr macht ticke, tack –
Ging sie doch ein bischen schneller!

Husch – die Decke über's Ohr –
Mutter kommt – geschwind verborgen!
Fände sie uns wachend vor,
Zankt sie! – Ach – morgen, morgen!"

Ellen Sabeth

„Geben und Nehmen".

Eine Weihnachtsgeschichte von Thé von Rom.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Da stand Münzenberger, natürlich mit einigen seiner Schützlinge, zwei kleinen Mädchen, deren eines einen Säugling trug. Frau Doktor Grund nickte lächelnd, da sie die Kinder kannte, das Kleine war das einzig überlebende jener Drillinge.

Die beiden Mädchen kauten eifrig — „Pfefferkuchen?" fragte die Witwe kopfschüttelnd.

„Jawohl — ein paar Stücke habe ich eingesteckt", erklärte er strahlend, „wenn Weihnachten in der Nähe ist, habe ich immer Lust, mal durch die Türspalte gucken zu lassen — Kinder sind zu herzig in der Vorfreude!"

Als sie die Treppe hinaufsteigen wollte, hielt Münzenbergers Aufwärterin sie an.

„Ach, Frau Doktor, nichts für ungut, wenn ich Sie anrede — es ist nur wegen Herrn Münzenberger, mit dem Sie ja so nett sind —"

„Ist da etwas?"

„Ja, wegen Weihnachten. Sehen Sie, er verschenkt wieder alles und ißt zu den Festtagen sicher nichts — das heißt, ich werde ihm ein Stück von unserer Gans bringen, aber — er mag so gern Pfefferkuchen und gönnt sich keinen . . . ."

„Auch nicht, wenn er einen ganzen Korb voll hat?" fragte sie belustigt.

„Dann erst recht nicht! Er hat mir auch schon davon erzählt und mir einen langen Zettel gezeigt, wo all' die drauf stehen, die welchen haben sollen — meine Enkel sind auch dabei. Wenn ich aber nein sage, beleidigt das doch, nicht wahr?"

„Nun und?"

„Schenken Sie ihm doch ein Paket recht guten Pfefferkuchen!" platzte die Alte heraus, „Sie sind ja so reich — und er verdient es wirklich!"

„Ich werd's tun", versicherte Frau Grund gerührt.

„Danke schön! Ich tu Ihnen gern mal 'nen Gang dafür —"

War es die Erinnerung an diese Szene oder an Münzenbergers drohende Entlassung — oder war es die ganze Feststimmung überhaupt, die Frau Grund so elend machte? Als ihr Freund am Nachmittag heraufkam, um bei der Sortierung der Geschenke zu helfen, und sein mageres, blasses Gesicht immer strahlender wurde, je reichhaltiger die Zusammenstellungen sich bildeten, brach sie plötzlich in Tränen aus.

„Liebe Frau Doktor! Weinen Sie doch nicht!" flehte er. „Denken Sie an frohe Feste, die Sie verleben durften und gönnen Sie im Gedanken daran denen die Freude, die sie bisher nicht kannten, die durch sie davon kosten!"

„Ach nein", schluchzte sie, „ich habe meinem Kindchen nie einen Christbaum anzünden dürfen — es starb zu früh —"

„Nun erhellt es aber durch Sie viele Kinderherzen! Und ihr Dank wird Ihnen ein süßer Trost sein, Frau Doktor. — Zürnen Sie nicht, wenn ich bitte: vergessen Sie sich in diesen Tagen selbst, um sich in anderen wiederzufinden, dann wird Gott an Sie denken!"

Sie neigte traurig den blonden Kopf. „Ach, ich bin so selbstsüchtig, ich möchte auch etwas für mich haben! Ein Weihnachten, an dem man ganz leer ausgeht — wie traurig ist das!"

Er betrachtete sie voll Liebe und Mitleid.

„Sie müssen eine neue Lebensaufgabe suchen, Frau Doktor —"

„Sie meinen, ich solle wieder heiraten?" fragte sie wehmütig. „Das sagen meine Verwandten auch immer, aber ich kann mich nicht entschließen —"

„Heiraten?" Herr Münzenberger stand ganz starr, so überraschte ihn der Gedanke. „Wieder heiraten?"

Sie wunderte sich über sein Staunen.

„Dachten Sie nicht daran, als Sie von einer neuen Lebensaufgabe sprachen? Oder glauben Sie, mit meinen traurigen Gedanken mag keiner es aufnehmen?"

Der kleine Lehrer wurde unruhig und verlegen. „O — Frau Doktor! Keiner —? O, keiner ist gut genug für Sie! Sie — so schön, so gut, so traurig! Ach, nur der beste Mensch — der beste Mensch der Welt wird Sie wieder froh und glücklich machen!"

„Der beste Mensch der Welt? Ach, Herr Münzenberger, wo soll ich den finden!"

Aber das wußte er nicht. Und er fand es gar nicht unangenehm, daß der beste Mensch der Welt seine Ansprüche nicht geltend machte.

Solch herrliches Christfest hatte er noch nicht erlebt — nämlich in Bezug auf seine Schützlinge, solch reiche Pakete hatte er nie zusammenbringen können! Er weidete sich an den seligen Gesichtern der Beschenkten — ihm war, als würde ihm Kostbarkeit über Kostbarkeit beschert, und jede einzeln von der lieben Hand, die eigentlich dem besten Menschen der Welt gehörte!

Als es dämmerte, lud er sich einen Riesenkorb auf und wanderte zu jenen, denen Krankheit oder andere Abhaltungen verboten, sich ihr Päcklein zu holen.

Dunkel und still lagen die Straßen, als er mit leerem Korbe heimwärts zog.

Ein Reichtum an Freude und Dankbarkeit sprengte fast seine Brust; seine Taschen quollen von den Gaben, welche dankbare Hände ihm gespendet, sieben Paar gestrickte Wollhandschuhe, ein langer, bunter Wollschal, eine gehäkelte Krawatte — ein Bukett aus Papierblumen und drei Buchzeichen aus Papierstramin — war das nicht eine stattliche Bescherung?

Und Frau Doktor Grund hatte gesagt, er solle sich auch bei ihr ein Paketchen holen — — —

Plötzlich fiel es ihm aufs Herz: was gab er denn ihr, welcher er dies selige Fest verdankte!

Hatte er denn gar, gar nichts für sie?

Von all dem Reichtum, der ihm die Seele jauchzen ließ, was gab er ihr davon? Ihr, die so traurig war, weil sie leer ausgehen sollte?

Er blickte nach den erleuchteten Fenstern, hinter deren Gardinen überall die Lichtlein der Christnacht flimmerten, blickte hinauf nach dem Himmel, der auch alle seine Kerzen angezündet hatte, und eilte nach Haus.

Die Haustür war offen. Frau Schultze hatte wohl geglaubt, er käme früher heim. Er suchte mit dem Zimmerschlüssel nach dem Schloß und stolperte. Auf der Schwelle lag etwas. Etwas weiches. Münzenberger lächelte. Gewiß noch ein Schal oder ein Paar Strümpfe. Er zündete ein Streichholz an . . . hm, das Bündel war ziemlich groß. Behutsam schritt er darüber hinweg und zündete seine Lampe an.

Da schlug ein sonderbarer Laut an sein Ohr — er ließ die Streichhölzer fallen und zerbrach die Lampenglocke — da schrie es wieder — —

„Ein Kind!" sagte er freudig staunend.

Das Bündel lebte und schrie.

Ein Brief lag darauf, an Herrn Lehrer Münzenberger.

An ihn, richtig an ihn . . .

„Für mich!" rief er aus. „Ein Weihnachtsgeschenk!"

Strahlend rannte er die Treppe hinauf und zog die Klingel, daß sie gellte.

Das Dienstmädchen und Frau Doktor Grund standen beide an der Tür.

„Was ist geschehen?" riefen sie entsetzt.

„Ich habe ein Kind!" rief er strahlend. „Liebe Freundin — ich habe ein Geschenk für Sie!"

Sie zog ihn rasch in das Zimmer samt dem schreienden Bündel, welches er krampfhaft auf dem Arm hielt.

Und während er es hin und herschaukelte, erzählte er ihr seine Betrübnis, daß er gar kein Geschenk für sie gehabt hätte, und wie der liebe Gott ihm geholfen habe.

„Da ist ein Kind", schloß er freudevoll, „nun haben Sie eine Lebensaufgabe — ich schenke es Ihnen, es gehört mir, ein Brief lag dabei . . ."

Sie las die wenigen Zeilen, mit denen eine arme Mutter ihr Kind dem Leben übergab und sich dem Tode.

„Ich muß sterben. Aber mein Kind soll leben und Güte und Liebe kennen lernen. Ich fragte überall und alle sagten, der beste Mensch in Stadt und Umgegend sei der Lehrer Münzenberger. Der wird mein Kind nicht verlassen, Gott lohne es ihm! Es ist ein Knabe und acht Wochen alt; hat noch keinen Namen und soll nach dem heißen, dem er gehört."

Das Kind, das noch keinen Namen hatte, schrie furchtbar, deshalb konnte die Frau Doktor nicht sagen, was sie dachte. Sie klingelte dem Mädchen und ließ die Milchflasche, die in dem Bündel gelegen hatte, füllen. Dann tränkte und bettete sie das kleine Weihnachtsgeschenk, wobei sie den ganz verklärt zuschauenden Mann immer wieder ansah, als ob sie ihn auffordern wolle zu reden.

Aber er sagte gar nichts mehr, sondern strahlte nur sie und das Kind und den dunklen Weihnachtsbaum an, und die Taschen seines Sommerüberziehers standen ganz weit ab im Vollgefühl ihrer Schätze.

Frau Doktor Grund hielt das einschlafende Kind im Arm und blickte es wehmütig und freudig zugleich an.

„Nach Ihrem Weihnachtsgeschenk fragen Sie gar nicht, Herr Münzenberger?" meinte sie dann, die Augen hebend.

„Ich habe ja soviel bekommen!" rief er und packte aus. „Das müssen Sie noch mit mir teilen!"

Sie lachte ein wenig und legte das Kind sorgsam auf das grüne Sofa.

„Ach Sie, Sie — können Sie denn nur geben und niemals nehmen? Ich möchte Ihnen doch auch was schenken!"

Bei diesen Worten zündete sie die Kerzen des Baumes wieder an und er sah mehrere Pakete darunter liegen..

„Pfefferkuchen!" sagte er fröhlich, „ja, Frau Schultze verriet mir, daß Sie mir Pfefferkuchen schenken wollten! Ich esse ihn so gern!"

Er biß auch gleich die Leckerbissen an wie ein Kind. „Ist das gut. Ach, seit Jahren wünschte ich mir, mich satt essen zu dürfen an Pfefferkuchen!"

Die hübsche Frau Doktor setzte sich neben das schlafende Bündel und betrachtete den zufriedenen Esser.

Haben Sie sich sonst gar nichts gewünscht in all den Jahren?" Er sah nachdenklich in den Lichterglanz.

„Ich — weiß nicht — ich glaube nicht — Was hätte ich mir wünschen sollen, Ich hab' ganz das Wünschen vergessen — lang schon — Früher — als ich noch jung war und hoffte, daß das Leben auch in mich selbst scheinen würde, statt in den Spiegel meines Herzens — da wünschte ich manchmal — —"er hielt inne und sah sich lächelnd um.

„Nun?"

„Das, was ich heute um mich habe — eine warme, gemütliche Stube — ein kleines Kind — eine liebe, reizende Frau —“ ganz leise sagte er das, wie im Traum, „deshalb bin ich heut' so glücklich! So glücklich! Und wenn morgen der Festzauber vorüber ist — dann habe ich doch eine Erinnerung, dann weiß ich doch, wie das Glück aussieht, wenn es auch bloß ein Traumglück war . . .“

Da hielt es sie nicht länger. „Herr Münzenberger — warum strecken Sie denn nicht die Hand aus und halten fest, was doch kein Traum ist, sondern richtige lebendige Wirklichkeit? Wollen Sie denn nicht das Geschenk annehmen, das ich Ihnen so gern geben möchte — —“

Er sah in ihre feuchten Augen, seine ganze kleine, bescheidene Gestalt lebte.

„Das ist ja nicht möglich — Ein solches Glück für mich? Für mich! Sie, Sie könnten mich lieb haben? Nein, nein!“

„Wenn ich's nun aber nicht helfen kann?“ lachte sie unter Tränen und legte die Hände auf seine Schultern. „Wenn ich Dich nun liebe wie Du bist, mit Deinen sieben Paar Wollhandschuhen, Deinem bunten Schal und all' den anderen Herrlichkeiten! Mit Deiner Vorliebe für Pfefferkuchen, arme Leute und verlassene Kinder. — Und mit Deinem großen, guten goldenen Herzen!“

Und sie küßte ihn, bis er an sein Glück glaubte und sie doch immer wieder anschaute und sagte: „Marie! Marie! wie kannst Du Dir so einen unscheinbaren armen Menschen aussuchen, der nie gewagt hätte, Dir seine Liebe einzugestehen!“

„Das kommt davon, daß Du nur das Geben gewöhnt bist und nicht das Nehmen“, erwiderte sie herzlich. „Das sollst Du aber lernen, Lieber, nicht bloß am heutigen Abend, sondern unser zukünftiges Leben lang. Und wenn Du Dir zu unscheinbar für mich vorkommst und zu arm, so bedenke, daß Du mir den besten Menschen der Welt geben wolltest, soll ich auf den warten, den niemand herausfinden kann? Da nehme ich lieber den, der als der beste Mensch in unserer Stadt bekannt ist — der für mich zu gut ist, nicht ich für ihn!“

Und da saßen sie, das schlafende Kind neben sich, schauten in die niederbrennenden Kerzen und in die erinnerungsfrohe, glückessichere Zukunft.

Zu unsern Bildern.

Die Titelseite der vorliegenden Nummer ziert eine in unserem eigenen Atelier hergestellte **Gouache-Zeichnung** zu einem Gedicht von E. Sabeth, das sich in seiner anmutigen Natürlichkeit vor allem an die Welt und das Empfinden der Kinder wendet. Zeichnung und Gedicht bedürfen keiner besonderen Erläuterung; beide decken sich auf das innigste, kommen und gehen zu Herzen. Auswärtigen Abonnenten wollen wir jedoch verraten, daß das Gebäude in der Mitte ein getreues Abbild der Gärtner-Wohnung in unserem Kaiser Wilhelm-Hain ist.

Das neue Soldatenheim in Straßburg (Seite 415) ist in drei Stockwerken errichtet. Die Kosten des Baues nebst Einrichtung belaufen sich auf 200 000 Mark. Hierzu sind an milden Beiträgen eingegangen: 30 000 Mark vom deutschen Kaiser, 20 000 Mark vom Statthalter Hermann Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg und 50 000 Mark durch freiwillige Spenden, während die Stadt das erforderliche Areal zu billigem Preise überlassen hat. Im zweiten Stockwerk des Soldatenheims, das mit elektrischer Beleuchtung sowie mit Dampfheizung versehen ist, liegen außer der Wohnung des Verwalters, der für Rechnung des Vereins das Haus bewirtschaftet, neun Zimmer, die zu billigen Preisen vermietet sind. Im Sommer werden für den Monat 10—18 Mark, im Winter 13—24 Mark gezahlt. Die Zimmer sind mit Mahagonimöbeln ausgestattet.

Im ersten Stockwerk befinden sich außer zwei Zimmern, die ebenfalls an Unteroffiziere und Wallmeister vergeben sind, die Wohnung der Hausdame und drei große Säle, die zur Abhaltung von Festlichkeiten bestimmt sind. Einer dieser Räume ist mit einem großen Balkon versehen, dessen breite Verbindungstür, die zu einem kleineren Gemache führt, sich zurückklappen läßt, wodurch ein langer Saal entsteht, in dem belehrende und unterhaltende Vorträge gehalten werden sollen.

Im Erdgeschoß liegen die Speisezimmer für Unteroffiziere und Mannschaften, ferner zwei Billardzimmer und zwei Lesezimmer, für Unteroffiziere und Mannschaften getrennt. In den letzteren liegen eine Menge Zeitungen, gebundene Jahrgänge von Zeitschriften aus. Auch Gelegenheit zum Briefschreiben ist hier geboten.

Erwähnenswert ist insbesondere auch der 180 Quadratmeter große Theatersaal im Erdgeschoß, der mit der Empore siebenhundertundfünfzig Plätze faßt. An dessen Längsseite nach dem Garten zu befindet sich eine geräumige, glasgedeckte Veranda, die im Winter heizbar ist und durch zwei Türen mit dem Saale in Verbindung steht. Während des Sommers konzertiert an Sonntagen von 4—10 Uhr in dem von zwei großen Bogenlampen hell erleuchteten Garten irgend eine Militärkapelle.

Ueber die Einweihung des neuen Kunstgewerbemuseums in Düsseldorf haben wir vor etwa zwei Monaten ausführlich berichtet. Heute bringen wir auf Seite 416 zwei Interieurs und zwar den Lichthof und die obere Galerie. Das neue Gebäude präsentiert sich nunmehr in dem von vornherein geplanten Umfange. Für die Ausführung waren die Pläne des Düsseldorfer Architekten Karl Hecker, der für seinen Entwurf den ersten Preis erhalten hatte, maßgebend. Der Ergänzungsbau, der von dem Heckerschen Bauprogramm wenig oder gar nicht abweicht, erfolgte unter Leitung des Düsseldorfer Stadtbaurats Radtke. Das Gebäude macht einen vornehmen Eindruck. Die in den Formen holländischer Renaissance gehaltene Fassade ist in Bollendorfer Sandstein mit Backsteinverblendung, der Sockel des Gebäudes in Basaltlava ausgeführt. Von dem aus Marmor hergestellten Eingang, der reiche Bronzeverzierung zeigt, gelangt man in das Haupttreppenhaus, zu dessen beiden Seiten sich die

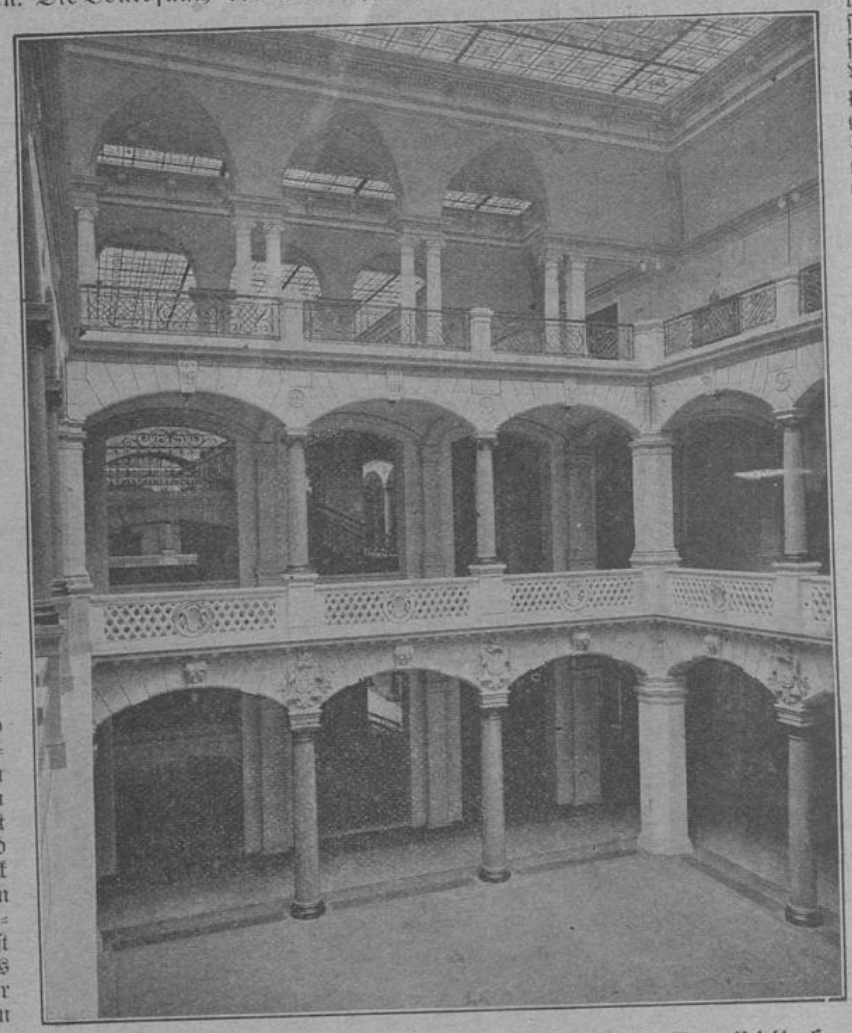


Aus dem neuen Soldatenheim in Straßburg i. E.: Das Mannschafts-Billardzimmer (Seite 415)

geräumigen Lichthöfe befinden, die mit Kathedralglas, dessen matte Farbentöne das Licht angenehm dämpfen, überdeckt sind. Die Galerien sind in flachen Gurtbogen hergestellt und ruhen auf polierten Granitsäulen, die galvanoplastische Bronzekapitäle und Basenverzierung aufweisen. Die Voute der Lichthöfe und des Treppenhauses besteht aus Schwemmsteinmauerwerk. Auf den Längswänden des Treppenhauses wird sie von doppelt gestellten Sandsteinsäulen getragen, die durch Gebälk und Halbkreisbogen untereinander verbunden sind. Durch Vermeidung jedes überflüssigen Schmuckes wurde eine gefällige, vornehme Einfachheit des Treppenhauses erreicht, die zusammen mit den beiden Lichthöfen eine kräftige Monumentalwirkung erzeugt.

Ueberaus mannigfaltig und reich an Erzeugnissen des Kunstgewerbes aus aller Herren Ländern ist der Inhalt des Museums. Im Erdgeschoß ist eine umfangreiche Auswahl von Gipsabgüssen hauptsächlich kirchlicher Plastik untergebracht. Die Lichthöfe sind für periodische Ausstellungen kunstgewerblichen Charakters aller Art bestimmt, während die eigentlichen Sammlungen sich in den Obergeschossen befinden. Der Reichtum an Meisterarbeiten, die hier mit großem Fleiß geordnet und mit künstlerischem Geschmack aufgestellt sind, läßt sich kaum übersehen. Neben den Erzeugnissen rheinischer Kunst und rheinischen Handwerks aus alter Zeit sind es vor allem die farbenprächtigen orientalischen Stickereien und die kunstvollen Arbeiten der Renaissance, die die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich lenken. Fayencen, Majoliken, Kunstschnitzereien, Meisterwerke der Schmiedekunst aller Zeiten und Länder in hundertfachen Variationen vereinen sich zu einem überaus lehrreichen Gesamtbild. Besonderer Fleiß ist auf die Herstellung einzelner Zimmer verwendet worden, die in dem Stil der jeweiligen Kunstrichtung eingerichtet sind. Erwähnt seien hier das rheinische Renaissancezimmer, ein freundlich anmutender Raum, das von Friedrich Alfred Krupp gestiftete Damaskus-Zimmer voll orientalischer Pracht, die niederländische Fischerstube mit der intimen Kleinkunst der Innendekoration, ferner eine Halle in italienischer Gotik und das Tiroler Zimmer, das die Stimmung echter Gebirgspoesie auslöst. Sie alle sind beredte Zeugen der großen Sorgfalt, mit der die Sammler ihr Werk begonnen und fortgesetzt haben.

Das Kunstgewerbe-Museum dient aber auch der Bibliothek des Vereins für technische und kunstgewerbliche Zwecke nebst Lesezimmer sowie der Landes- und Stadtbibliothek als einstweiliger Aufenthaltsort. Ferner ist in dem linken Flügel der von Peter Behrens geschaffene Lesesaal untergebracht. Auch die Heine-Bibliothek erhielt in einem Eckzimmer einen Platz, aus Pietät für den in seiner Vaterstadt so viel geschmähten und so viel geliebten Dichter. Alles in allem genommen präsentiert sich das Kunstgewerbe-Museum als eine Schöpfung, auf die der Zentralgewerbeverein und die Stadt Düsseldorf mit besonderer Freude blicken dürfen.



Das neue Kunstgewerbe-Museum in Düsseldorf: Der Lichthof



Die obere Galerie (Seite 415)

Auf Seite 417 bieten wir heute eine **Ansicht des Marktplatzes** von vor etwa 30 Jahren. Seit jener Zeit hat die Südseite des Marktes ein ganz anderes Aussehen erhalten. Das alte Rathaus ist mit einem Kostenaufwande von einer halben Million umgebaut, die rechts von ihm stehenden Häuser sind beseitigt, das freigewordene Gelände hat zur Vergrößerung des Marktes Verwendung gefunden und anstelle des kleinen Rappeschen Hauses, Ecke Wißstraße und Markt, ist das große Gebäude getreten, in welchem sich jetzt das Ruhsussische Geschäft befindet. Das große, erst in diesem Jahre abgebrochene Gebäude an der Ostseite beherbergte damals das Oberbergamt; der später anstelle des Hauses an der Südseite errichtete große Neubau hat mitsamt dem ehemaligen Oberbergamtsgebäude dem Neubaue des „Nordstern" weichen müssen. Der folgende Eckbau an der Kölnischen Straße, damals von dem Sattler Kummann und dem Goldarbeiter Weithoff bewohnt, ist, wie auch das folgende Gebäude, niedergelegt.

Mitten auf dem Markte steht eine Pumpe, die ihrerzeit noch viel benutzt wurde, die Wasserleitung war damals noch nicht fertig. Der Stadt fehlte auch noch die Kanalisation; die Entwässerung der Häuser am Markt geschah durch einen über den Markt führenden mit eisernen Platten überdeckten Kanal, dessen Lauf man auf dem Bilde deutlich sehen kann. Vieles hat sich an dem Markt seit jener Zeit geändert, manches ist besser geworden, das Pflaster hat sich aber damals, wie das Bild zeigt, in einem viel besseren Zustande als heute befunden.

Die deutsche Gesellschaft für Orchideenkunde hat jüngst zu Berlin im Reichstags-



Hergestellt in der Klischee-Anstalt C. L. Klüger, G. m. b. H., Dortmund.

Der Dortmunder Marktplatz vor dreißig Jahren (Seite 416)

gebäude eine Ausstellung veranstaltet, die für den hohen Stand der in Deutschland verhältnismäßig noch jungen Orchideenzüchterei beredtes Zeugnis ablegte. Prächtige Exemplare der bekanntesten Sorten, wie Cypripedium, Cattleya, Dendrobium u. a. m., ferner der künstlich gezüchteten Hybriden entzückten das Auge des Beschauers. Daneben waren auch botanische Seltenheiten ausgestellt, so daß die Ausstellung für Laien wie Kenner gleich genußreich war.

Weihnachtsfreude.

Eine Studenten-Geschichte von
Erwin von Waldenburg.

(Nachdruck verboten.)

Es war wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste. In der alten Universitätsstadt Göttingen saßen eines Abends in ihrer gewohnten Stammkneipe vier flotte Studenten beisammen, die wegen der allzu weiten Entfernung ihrer Heimat die ohnehin nur kurzen Weihnachtsferien in Göttingen verlebten. Eine wirkliche fröhliche Stimmung aber wollte nicht aufkommen, denn ihre Gedanken weilten wohl bei den fernen Lieben in der trauten Heimat, wo sie in diesem Jahre zum erstenmal am Weihnachtsfeste fehlten.

Einer von ihnen, John Hamilton, war der Sohn eines sehr vermögenden englischen Geistlichen in Oxford und studierte in Göttingen die Rechtswissenschaften. Er trank seinen Freunden zu und erzählte dann, daß ihm sein Vater eine große Ueberraschung bereitet habe; er habe heute morgen von ihm eine Geldsendung von 60 Pfund Sterling (1200 Mark) erhalten, und der Vater habe dazu geschrieben, der Sohn solle sich damit, da er das erste Mal das Weihnachtsfest fern vom elterlichen Hause verlebe, eine rechte Weihnachtsfreude machen. Nun wisse er aber in der Tat nicht, wozu er das Geld verwenden solle, um sich eine r e c h t e Weihnachtsfreude zu machen, da er an nichts Mangel habe und der Vater für alles sorge, was er brauche. Und das Wort „r e c h t e“ habe der Vater ganz besonders betont.

„Nun, ich würde mich nicht lange besinnen“, sagte der eine der Studenten; „ich würde mir zunächst einen eleganten Anzug und einige Bücher, die ich mir schon lange gewünscht habe, zum Weihnachtsgeschenk machen, die Feiertage besonders gut speisen, und was mit dem Reste des Geldes wird, würde sich schon finden.“

„Nein, das wäre nicht mein Fall, ich würde das Geld doch anders verwenden“, erwiderte der andere. „Ich würde damit in den Osterferien eine Reise nach Italien, dem schönen Lande meiner Sehnsucht, machen. Das wäre für mich eine Weihnachtsfreude, wie ich sie mir größer und schöner nicht denken könnte.“

„Ach was! Ich will Euch einen andern Vorschlag machen, von dem wir alle etwas haben“, rief der dritte, der das Leben nur von der heiteren Seite anzusehen gewöhnt war und namentlich gastronomische Genüsse liebte. „Weißt Du, Hamilton, Du veranstaltest einen recht fendalen Weihnachtsschmaus und ladest dazu außer uns vielleicht noch einige andere Dir befreundete Kommilitonen ein. Austern und Sekt dürften natürlich dabei nicht fehlen, und Rheinwein und Burgunder könnten in Strömen fließen. Dazu langt das Geld reichlich, und es bleibt wohl auch noch etwas übrig.“



Aus der Orchideen-Ausstellung in Berlin: Neue Züchtungen von Cattleyen (Seite 416)



Neue Arten von Cypripedien (Seite 416)

John Hamilton hatte schweigend zugehört und schüttelte nur mit dem Kopfe. Was seine drei Freunde unter einer r e c h t e n Weihnachtsfreude verstanden, war doch nicht nach seinem Sinne. Er lenkte das Gespräch auf etwas anderes, man leerte noch einige Schoppen und ging nach Hause.

In seiner Wohnung angekommen, las Hamilton den Brief des Vaters nochmals und mit besonderer Aufmerksamkeit durch und überlegte hin und her, warum wohl der Vater gerade von einer r e c h t e n Weihnachtsfreude geschrieben, und was er darunter wohl verstehen mochte. Freilich hatte der Vater auch ausdrücklich betont, daß er ihm keine besonderen Vorschriften machen wolle, wie er das Geld verwenden solle, da er überzeugt sei, daß die gute Erziehung, die der Sohn im Elternhause genossen, ihn auch im fremden Lande bewahren werde, einen unedlen Gebrauch von dem Gelde zu machen; aber John konnte zu keinem Entschluß kommen.

*

Der Tag vor dem Heiligabend war ein schöner Wintertag mit klarem, blauem Himmel und hellem Sonnenschein, in welchem bei dem mäßigen Froste die weiße Schneedecke wie von unzähligen Diamanten glitzerte. Die Luft war so frisch und rein, und die vier Studenten, die eigentlich einen Frühschoppen trinken wollten, gaben diese Absicht auf und beschlossen, das herrliche Wetter zu einem gemeinsamen Spaziergange nach dem benachbarten Städtchen Dransfeld zu benutzen. So schritten sie unter dem Gesange des bekannten Studentenliedes „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ munter vorwärts und kamen nach einem etwa anderthalbstündigen Marsche in dem Städtchen an. Als sie vor dem Gerichtsgebäude vorüberkamen, sahen sie dort eine Menge Menschen stehen, die neugierig durch die Parterrefenster schauten.

„Kommt, wir wollen einmal sehen, was da los ist!“ sagte der eine der Studenten, und so traten sie in das von Menschen dichtgefüllte Zimmer.

Es fand die Subhastation eines Hauses statt, und soeben bot ein Mann 700 Mark.

„750!“ rief ein anderer aus der Menge.

„Wie wär's, wenn wir zum Ulk mitböten?“ meinte ein Bruder Studio in übermütiger Laune; „es sind 750 Mark geboten, und da können wir noch lange mitbieten, ehe zugeschlagen wird. So billig geht doch ein Haus nicht fort! — 800 Mark!“ setzte er mit lauter Stimme hinzu.“

Ein mit Mehl bestäubter, breitschultriger Mann, allem Anschein nach ein Müller, sah ihn mit grimmigem Blicke an und bot 850 Mark.

„900!“ rief ein anderer aus der anwesenden Menge, und so wurde schnell nacheinander bis 1150 Mark getrieben. Diese letztere Summe hatte der Müller geboten, der wütende Blicke auf die Studenten warf.

„1150 Mark!“ wiederholte der versteigernde Beamte, „zum ersten!“

„1200 Mark!“ bot John Hamilton, in der festen Ueberzeugung, daß der Müller das Haus nicht aus den Händen lassen wolle und sofort mehr bieten werde.

Aber er hatte sich getäuscht. „1200 Mark!“ wiederholte der Beamte, „zum ersten — zum zweiten — bietet niemand mehr? — — zum letzten!“ Und dröhnend fiel der Hammer auf den Tisch. Das Haus hatte John Hamilton erstanden.

Mit verdutzten Gesichtern sahen sich die Studenten an, aber man tröstete den jungen Engländer, der, ohne es zu wollen, zu einem Hause gekommen war, damit, daß er ja das Haus gewiß jederzeit wieder würde verkaufen können.

Dieser wurde vorgerufen, sein Name wurde als Eigentümer des Hauses eingetragen, und er bezahlte die Kaufsumme.

„Aber nun wollen wir uns Deine neue Villa wenigstens einmal ansehen!“ meinten die Kommilitonen, indem sie scherzend ihn als Hausbesitzer beglückwünschten.

Ein junger Mann, der sich unter den Neugierigen im Versteigerungslokal befunden hatte, erklärte sich gern bereit, die Studenten zu dem Hause zu führen. In einer abgelegenen, engen Gasse blieb er stehen und wies auf eine einstöckige, ärmliche Hütte, indem er sagte: „Das ist das Haus, das Sie soeben erstanden haben. Groß und besonders schön ist es gerade nicht, aber es ist wenigstens gut, daß es der geizige Müller nicht bekommen hat, noch besser wäre es freilich, wenn es die alte Marianne hätte behalten können.“

John verstand von alledem kein Wort, wollte sich aber sein neues Besitztum, zu dem er durch einen Ulk gekommen war, wenigstens einmal auch von innen ansehen. Er trat mit seinen Freunden ein und fand in einem ärmlichen Stübchen ein altes Mütterchen, das bitterlich weinte und das zwei nette Kinder, ein Knabe von etwa zehn und ein Mädchen von acht Jahren, liebkosten und zu trösten versuchten.

„Warum weinen Sie, Mütterchen?“ fragte teilnehmend Hamilton.

„Ach, lieber, junger Herr, wenn Sie wüßten, wie traurig es mir samt meinen Enkeln geht, würden Ihnen meine Tränen wohl erklärlich sein“, antwortete die Alte schluchzend. „Der reiche Müller hier am Orte hatte eine Hypothek auf meinem Häuschen stehen, und weil ich ihm infolge längerer Krankheit die Zinsen in letzter Zeit nicht regelmäßig bezahlen konnte, hat er heute das Häuschen, in dem ich viele Jahre glücklich und zufrieden gelebt habe, gerichtlich versteigern lassen. Nun bin ich obdachlos samt meinen armen Enkeln, die Waisen sind, und ich weiß nicht, was aus uns werden soll.“ Und vom Schmerze überwältigt, brach sie in lautes Schluchzen aus.

Mit inniger Teilnahme hatte John Hamilton der Erzählung des alten Mütterchens zugehört, und tiefe Rührung erfaßte ihn. Dann reichte er der noch immer weinenden Alten freundlich die Hand und sagte: „Nun, wenn Sie weiter keine Sorgen drücken, so ist Ihnen leicht geholfen. Ich selbst habe soeben in der gerichtlichen Versteigerung das Häuschen erstanden und mache es Ihnen hiermit zum Geschenk mit dem herzlichen Wunsche, daß Sie mit Ihren Enkeln noch recht lange glücklich und zufrieden darin wohnen mögen. Nun gehört es Ihnen schuldenfrei.“

Sprachlos stand die Großmutter eine Zeitlang da, dann erfaßte sie beide Hände ihres Wohltäters und stammelte ihm unter Freudentränen ihren Dank.

Vergnügter denn je wanderten die vier Studenten in die Musenstadt zurück, wo ihnen heute der Abendschoppen noch einmal so gut mundete.

Am folgenden Tage, dem Weihnachtsheiligabende, machten sie sich abermals auf den Weg nach Dransfeld, diesmal mit allerlei Paketen beladen.

Es war dunkel geworden und in dem Stübchen der Großmutter brannte ein kleines Weihnachtsbäumchen, während das alte Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ von den hellen Kinderstimmen erklang.

Leise betraten die Studenten das Stübchen, so daß die Alte fast erschrak und die Kinder sich schüchtern an sie schmiegten. Aber sogleich erkannte sie ihren Wohltäter und seine Freunde.

„Guten Abend, Mütterchen!“ riefen freundlich die Studenten, ihr die Hände reichend, und nun packten sie ihre Weihnachtsgaben aus, warme Kleidungsstücke, Pfefferkuchen, Bilderbücher und allerlei Spielzeug. War das jetzt ein Jubel in dem ärmlichen Stübchen, und wie ging der Mund über von lautem Dank der Alten und der kleinen Kinder. Lange noch blieben die Studenten in dem kleinen, glücklichen Kreise und freuten sich an dessen herzlicher Weihnachtsfreude. Erst spät traten sie den Heimweg an.

Am Neujahrstage aber erhielt John Hamilton einen Brief seines Vaters, worin dieser ihm versicherte, daß der Sohn nicht nur sich, sondern auch dem Vater wirklich eine rechte Weihnachtsfreude bereitet habe.

Vom Weihnachtsbaum.

Von Ernst Friesel.

(Nachdruck verboten.)

Unser Weihnachtsbaum, die Tanne, liebt frischen, guten, tiefgrundigen Boden, vorzüglich das Urgebirge, in magerem Sande gedeiht sie nicht; sie wächst in den ersten 30 Jahren spärlich, dann aber ziemlich schnell, erreicht ein Alter von 250—300 Jahren, ist aber mit 100—120 Jahren am brauchbarsten. Das weiße, feinfaserige, elastische, wegen seiner geradlaufenden Fasern leicht zu spaltende Holz verdirbt in der freien Luft leicht, hält sich aber im Wasser gut, wird zum Bauen, zu Mastbäumen, zu allerhand Tischlerarbeit, Resonanzböden, Schachteln usw. und zur Feuerung häufig benutzt. Aus der Rinde schwitzt ein Harz, woraus Terpentin gemacht wird, auch zieht aus der Rinde heißer Aether eine wachsartige, kristallisierende Substanz, kochender Alkohol eine große Menge einer in kochendem Wasser löslichen, mit Metalloxyden Verbindung eingehender Substanz. Bei jungen Tannen sammelt sich unter der Rinde in erbsengroßen Erhöhungen ein feines Tannenharz. Wenn man diese Blattern mit einem spitzigen Messer aufsticht, so laufen ein paar Tropfen Harz heraus, welche man von dem Messer in ein Glas fließen läßt. Das Einatmen des Rauches dieses Harzes, wovon man etwas auf ein heißes Eisen schüttet, dient als Heilmittel gegen Brustschwäche. Aus den jungen, um Johanni gebrochenen Zapfen, welche, mit Zucker eingemacht, an manchen Orten als magenstärkendes Mittel genossen werden, erhält man durch Destillation ein bräunliches oder grünliches, terpentinartig riechendes Oel und einen mit Zitronenschalen oder Gewürzen abgezogenen, feinen Branntwein. Die Reife des Samens, aus dem man auch ein wohlriechendes Oel pressen kann, fällt in den September. Im Oktober fangen die Zapfen an, sich zu öffnen, worauf dann der eckige, braune Samen abfällt. Um den Samen zu gewinnen, breitet man die gebrochenen Zapfen auf einem trockenen Boden aus und stößt sie nach einiger Zeit durcheinander. Die mit Samenkorn verwachsenen Flügel muß man durch Reiben und Klopfen in einem Sacke zerbrechen. Die Tannensamenflügel, nachdem sie vollständig entharzt, sich von den Samen lösen und nach gehöriger Reinigung sehr weich und elastisch anzufühlen sind, lassen sich bei ihrer Zähigkeit zur Füllung von Betten verwenden. Sie behalten das den Tannen eigentümliche Aroma, halten das Ungeziefer ab und lassen nur einen der Körperwärme entsprechenden Wärmegrad aufkommen, sodaß die aus solchem Material gefertigten Betten als Gesundheitsbetten zu betrachten sind. Auch die Tannensprossen benutzt man zur Bierbereitung, indem man die Sprossen stößt, den Saft auspreßt und ihn zu Syrupdicke einkocht.

Die Tanne ist in vielen Gegenden Deutschlands, der Schweiz, auch Sibiriens, wo sie ungeheure Waldungen bildet, heimisch. Die Fortpflanzung geschieht durch Saat und Pflanzung.

Ueber die in der ganzen Welt zunehmende Verbreitung der Tanne als Weihnachtsbaum erscheinen alljährlich Berichte in den Zeitungen. Besonders charakteristisch ist diese immer stärker werdende Verwendung in England, wo sie den Mistelzweig in den Hintergrund zu schieben scheint. Im vorigen Jahre wurden im Covent Garden zu London, dem größten Markt der Welt, mehrere Wochen vor Weihnachten täglich 30—40 Wagen-Ladungen mit Tannen verkauft. Diese gingen nach ganz England hin, aber London allein verbrauchte über 2000 Wagenladungen. Allerdings wird auch der Mistelzweig noch in großen Mengen eingeführt, und zwar aus Deutschland und Frankreich.

Die Anzahl der in England verbrauchten Christbäume wird auf eine halbe Million geschätzt. Ein einziger Lieferant beschickte den Markt mit 70 000 Bäumen, und für diese Lieferung hat er das ganze Jahr zu arbeiten. Eine einzige Londoner Firma verkaufte am Weihnachtsabend selbst 3000 Bäume. Man hat berechnet, daß in England etwa 200 000 Mark für Weihnachtsbäume und Weihnachtsschmuck ausgegeben werden.

Den größten Weihnachtsbaum hatte im vorigen Jahr das Londoner Aquarium. Er war über 30 Meter hoch und 100 Männer und Frauen waren 4 Tage lang damit beschäftigt, ihn zu schmücken. Die Spitze konnte nur vom Dache aus erreicht werden. An dem Baume befanden sich 25 000 Stück Schmucksachen im Werte von 12 000 Mark. Darunter befanden sich alle Spielsachen, die es in der Welt gibt. Sie wurden an arme Kinder verteilt. An dem Baume befanden sich 1000 Glühlichtlampen, die ein Licht in der Stärke von 16 000 Kerzen gaben. Der ganze Baum hatte 16 000 Mark Kosten verursacht.

Wechselrätsel.

Eine der Städte bin ich, am Donaustrome
gelegen;
Aendert ihr Kopf mir und Fuß, werd' ich
zum Vogel sogleich.

*

Logogriph.

S'ist grenzenlos und doch begrenzt;
Es dehnt sich aus nach allen Seiten.
Und alles, was uns hier erglänzt,
Ist drin; so war's seit Ewigkeiten.

Sobald es an kein Ding gebannt,
Ist's schwer zu fassen, ohne Gleichen,
Doch ist es als Getränk bekannt,
Wird ihm geraubt ein einz'ges Zeichen.

*

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

*

Auflösungen von Nr. 51:

des Zahlenrätsels:
Dezember, Zeder, Rebe, Erde, Meer.
des Logogriph: Kiste — Küste.

Ein Fleißiger.

Ede (bei seinem Freunde Lude auf Besuch): „Donnerwetter, bist Du aber nobel eingerichtet!“
Lude: „Ja, siehst Du, Fleiß bringt Segen. Ich habe auch mit beiden leeren Händen angefangen.“
Ede: „Na ja, und mit einem halben Dutzend Dietrichen!“

Grob.



Dame: „Herr Doktor, ich habe in letzter Zeit im Gesicht solche schießende Schmerzen!“
Doktor: „Vielleicht gebrauchen Sie zu viel ‚poudre‘!“

Seltsam.

Kein Mensch ist in der ganzen Stadt,
Das weiß ich, aufzufinden,
Der längre, schönre Pfeifen hat,
Als wie mein Onkel Linden.

Doch eines ist mir von ihm kund,
Das ich nicht recht begreife:
Er hat die schönsten Pfeifen — und
Tanzt nach der Gattin Pfeife!

W. M. Lucas

Unmöglich.

Kundin: „Nicht wahr, Meister, es sind doch aber auch keine Trichinen in der Wurst?“
Meister: „Unsinn, wie sollten da Trichinen reinkommen? Sie sehen doch, daß die Wurst an beiden Enden zugebunden ist!“